SERAFIM

Ein sonderbarer Mensch, nicht Bauer, nicht Städter, armselig, zerlumpt, kam auf Enjos Kaffeehaus zu, und Enjo selbst, der davor im Schatten saß, konnte nicht erkennen, wer es war. Mitten im Sommer, in dieser unerträglichen Hitze, hatte sich dieser Mensch einen langen Wintermantel angezogen, der wie ein Priestermantel aussah, und eine zerdrückte Melone auf den Kopf gestülpt, während seine Füße in Opanken steckten. Am längsten aber betrachtete Enjo den Mantel des Unbekannten. Früher war er sicherlich einmal blau und ganz gewesen, doch jetzt war das kaum noch zu erkennen — ausgefranst, mit geplatzten Nähten. überall zerlöchert, überall geflickt. Und unter den vielen verschiedenfarbigen Flicken fielen besonders zwei, drei sehr große auf, die von einem Sack zu stammen schienen und mit großen Stichen und ausgeblichenen Fäden aufs Gratewohl aufgesetzt waren.

Der Mann kam auf ein paar Schritte heran und blieb stehen. Er bemerkte, daß Enjo ihn nicht erkannte, und zog etwas gekränkt die Brauen hoch, ließ sich schwach lächelnd von Enjo mustern und wartete. Es war ein kleiner, schmächtiger Mann, der in dem viel zu großen, geflickten Mantel fast verschwand. Sein Gesicht war hager, dunkel, von einem schütteren schwarzen Bart umrahmt, seine Augen waren feucht und trübe wie die von Trinkern oder Menschen, die nicht ausgeschlafen haben. Enjo starrte ihn immer noch an, das Lächeln des Unbekannten vertiefte sich.

„Nanu, Serafim, bist du's?" rief Enjo schließlich aus. „Du bist ja nicht wiederzuerkennen..."

„Ich bin's, Bai Enjo, ich. Wie ich leib und lebe... sozusagen..."

„Ich glaubte schon, es wär' ein Geist. Ich dachte. die Vogelscheuche aus Lehrer Todorovs Garten kommt daher. Der Teufel soll dich holen, jawohl! Ich dachte mir: Was ist das für ein heruntergekommener Schwabe!"

Serafim lachte leise, tonlos, er wiegte den Kopf, und in seine feuchten Augen trat ein Leuchten. Gemächlich lehnte er seinen Stock gegen die Bank und nahm den Beutel ab, den er über der Schulter trug. Jedes Jahr, manchmal auch erst nach zwei oder drei Jahren, tauchte er zum Georgstag oder zum Dimitertag, wenn die Dienstboten ihre Herren wechseln, in dieser Gegend auf. Er stammte aus der Stadt, suchte aber Arbeit auf dem Lande. Er konnte nur leichte, unbedeutende Arbeit verrichten: in irgendeiner Mühle, die Schweine füttern, den Stall einer Herberge säubern oder ein, zwei Stück Vieh hüten.

„Wo warst du diesen Sommer?" fragte ihn Enjo. „Du bist früh aufgebrochen, die Störche sind noch da. Wo warst du denn?"

„In Beliza war ich diesen Sommer, in einer Ziegelbrennerei. Es gibt dort einen Panajot, der Ziegel macht, bei dem war ich. Hab' auf seine Ziegel aufgepaßt."

Er sprach leise, als fürchte er, jemand könnte ihn hören. Seine Augen waren weit geöffnet und blickten wie verwundert, dann plötzlich begann er zu lächeln, und zwischen seinen bläulichen Lippen blitzten die Zähne.

„Trocken war's diesen Sommer", fuhr er fort, „'ne gute Ernte haben die Leute eingebracht. Aber auch in eurer Gegend hier war sie nicht schlecht. Und unsere Bulgaren, Bai Enjo, wenn die Geld haben, bauen sie sich Häuser. Als die Dreschzeit vorbei war, hättest du sehen sollen, wie diese Krautjunker mit ihren Wagen ankamen; alle Ziegel, die da waren, haben sie geholt..."

„Hm ... alle?"

„Alle, bis auf den letzten. Drei riesige Haufen waren das. Und alles verkauft. Und mein Herr, der Panajot: Ich brauch' keinen Wächter mehr, Serafim, sagt er, du kannst gehen. Gab mir meinen Lohn und ... den Laufpaß, sozusagen ..."

Als er das sagte, lächelte Serafim. Er hatte seinen Mantel ausgezogen und stand nun klein und schwächlich da. Nachdem er den Mantel auf die Bank gelegt hatte, tastete er sofort nach seinem Gürtel oberhalb des Kreuzes. Enjo begriff, das er dort wohl sein Geld versteckt hatte.

„Kauf dir endlich einen neuen Mantel!" sagte Enjo streng und vorwurfsvoll. „Soviel wirst du doch wohl verdient haben. Kauf dir einen Mantel!"

„Gewiß, gewiß, Bai Enjo, einen Mantel kauf' ich mir. Denn dieser taugt nichts mehr." Er blickte auf seinen Mantel und fügte lächelnd hinzu: „Er ist reif für's Museum, sozusagen ..."

„Setz dich, setz dich und ruh dich aus!" sagte Enjo, stand auf und ging ins Kaffeehaus.

Soweit man durch die Tür erkennen konnte, war es in dem großen Raum kühl. Es war ein einfaches Gebäude, wie eine Scheune, hatte keinen Boden, die Dachsparren stießen hoch oben zusammen, und zwischen den ziemlich dichten Latten lugte das Heu unter den Dachziegeln hervor. An dem dicken Mittelbalken klebte ein Schwalbennest.

Serafim saß barhäuptig, mit verfilztem grauem Haar, auf der Bank, schnitt sich mit einem abgewetzten Messer ein Stück von seinem Brot ab und kaute genußvoll die trockenen Bissen. Die Schwalbe, die ihr Nest in dem Kaffeehaus hatte, schlug dicht vor seinem Gesicht mit den Flügeln, flog hinein, machte drinnen eine Runde und schoß dann ebenso schnell wieder heraus. Zwei, drei Spatzen hüpften zu Serafim hin, der ganz still saß, damit sie sich ein paar Krümel holen konnten. Eine Frau ging mit flatternden Röcken an ihm vorbei ins Kaffeehaus, aber Serafim schaute sie nicht an. Kurz darauf hörte er sie mit lauter Stimme reden und lauschte.

„Teuer, alles ist so teuer, Pate Enjo! Was soll man für die zwei, drei Eier kaufen, die man morgens im Hühnerstall findet? Es reicht kaum für eine Handvoll Salz und ein Stück Seife, um die Wäsche zu waschen. Zündhölzer, Petroleum — die haben wir schon vergessen. Wenn wir wenigstens gesund wären, Pate Enjo, aber du weißt ja..."

„Wie geht's Ivan? Wie steht's jetzt um ihn?"

„Wie soll's gehen — er liegt. Wo hat er sich bloß diese Krankheit geholt, Pate Enjo! Jetzt zu Mariä Himmelfahrt werden's sieben Monate, seitdem er nicht arbeitet. Er hat's auf der Brust, hier sitzt es ihm. Und abgemagert ist er — ein Windstoß kann ihn umwerfen. Es geht ihm gar nicht gut, Pate Enjo, gelb, schwarz wie Erde ist er. Die Leute sagen: Bring ihn ins Krankenhaus, setz ihn auf den Wagen und fahr ihn ins Krankenhaus!"

„Für's Krankenhaus braucht man Geld", sagte Enjo.

„Natürlich braucht man Geld", erwiderte die Frau seufzend und fuhr dann fort: „Vor ein paar Tagen, Pate Enjo, ist uns doch auch die Büffelkuh gestorben. Am Morgen holte ich sie gesund und munter aus dem Stall, nichts fehlte ihr, und am Abend, als sie von der Weide kam, brach sie direkt vor der Hoftür zusammen, und aus war's. Das Herz drehte sich mir im Leibe um, geweint haben wir, als wär' ein Mensch gestorben..."

„Eine Krankheit herrscht unter dem Vieh", sagte Enjo, „mir ist auch ein Kalb eingegangen."

„Wir haben weder von dem Fleisch genommen noch die Haut. Der Feldscher hat auch gesagt: Ihr dürft davon nichts essen, sagte er, ihr müßt sie vergraben, mit der Haut und allem... Ach, dieses Elend! Ich weiß nicht, ich weiß nicht..."

Die Frau schwieg, doch als Serafim die Ohren spitzte, merkte er, daß sie flüsterten. Auf einmal rief Enjo:

„Ich hab' kein Geld! Woher soll ich denn Geld nehmen und dir geben? Ich hab' keins..."

„Sprich nicht so, Pate Enjo, schick mich nicht weg! Du mußt mir helfen, du mußt mir etwas geben... Zu wem soll ich denn sonst gehen, Pate Enjo, wen soll ich

denn sonst bitten, ich Unselige... Pate Enjo... ich bitte dich wie den lieben Gott..."

„Laß mich in Ruh', sag' ich dir, ich hab' kein Geld!" schrie Enjo.

Die Frau verstummte und begann zu weinen. Serafim hörte, wie sie schluchzte und jammerte, als hätte man sie geschlagen. Enjo trat verärgert vor die Tür und blickte ziellos in die Ferne. Serafim packte leise sein Brot ein und stand auf. Die Frau kam aus dem Kaffeehaus und ging fort. Sie hatte ihr Tuch so um den Kopf gebunden, daß man ihr Gesicht nicht sehen konnte. An ihrem Gang aber erkannte Serafim, daß sie jung war.

„Sie wollte Geld?" fragte er flüsternd Enjo.

„Geld will sie haben. Woher soll ich es denn nehmen, ich bin doch keine Bank! Sie will ihren Mann ins Krankenhaus bringen. Alles schön und gut, aber wenn ich doch nichts habe? Was soll ich ihr geben, wenn ich nichts habe?" sagte Enjo, immer noch wütend.

„Also arm. Arm wie eine Kirchenmaus, ja? Sozusagen..."

Serafim arbeitete wenig und langsam, aber er stand nicht gern untätig herum. Vor Enjos Haus, ganz in der Nähe, waren wer weiß wann Steine abgeladen worden. Sie lagen unordentlich herum, so wie man sie hingeschüttet hatte. Serafim trug sie an einer Stelle zusammen und häufte sie ordentlich auf Danach ging er Wasser holen, sprengte vor dem Kaffeehaus und fegte.

Am Abend blieb er bei Enjo zu Gast; aber er lehnte es ab, in dem Kaffeehaus zu schlafen. Er stellte sich auf dem Platz vor dem Kaffeehaus genau in die Mitte und bereitete sich dort sein Lager.

„Komm wenigstens hier unters Vordach, du Dickkopf!" sagte Enjo. „Leg dich mit dem Rücken an die Wand oder auf die Bank, wenn du willst..."

„Nein, hier ist's mir lieber."

„Dort wird's ziehen."

„Soll es! Soll's jetzt ruhig ziehen, wenn ich tot bin, wird es von nirgendwo mehr ziehen..."

Er sah Enjo an und lächelte mit feuchten Augen.

„Er hat Angst, daß man ihn bestiehlt", dachte sich Enjo, als er bemerkte, daß Serafim nach seinem Gürtel griff. Er ließ ihn gewähren, schloß das Kaffeehaus ab und ging heim.

Am nächsten Tag kam er ziemlich spät aufmachen. Er fand Serafim auf der Bank sitzend. Genau wie gestern schnitt er sich mit seinem abgewetzten Messer Brot ab und frühstückte. Enjo pflanzte sich vor ihm auf, sah ihn lange an und fragte:

„Was hast du getan?"

„Was ich getan habe? Nichts hab' ich getan , erwiderte Serafim sanft.

„Du hast Pavlina Geld gegeben, der, die gestern abend hier war, die von mir Geld wollte. Ich war jetzt bei ihnen, sie hat es mir gesagt. Wie gibst du einem Menschen, den du nicht kennst, so einfach Geld? Sie kann dich belügen, es nicht zurückgeben."

„Ach, sie wird's schon zurückgeben. Soll sie nur ihren Mann ins Krankenhaus bringen, vielleicht helfen ihm die Doktoren. Und mein Geld wird sie mir sicherlich zurückgeben. Weißt du, was wir vereinbart haben? Wenn Gott ihr hilft, wird sie mir's geben. Ich habe Zeit."

Enjo biß sich auf die Lippen und schwieg.

„Und der Mantel? Womit wirst du dir einen Mantel kaufen?" fragte er dann.

„Ich hab' doch einen Mantel. Da ist er ja!" Serafim nahm den Mantel von der Bank und breitete ihn aus. „Er ist noch gut, mein Mantel, ganz in Ordnung..."

Er lächelte und nickte leicht mit dem Kopf, als zählte er die Flicken oder als erinnerte er sich an etwas. Schon seit zehn und mehr Jahren wollte er sich einen Mantel kaufen. Solange er jung war, vertrank er, was er verdiente. Jetzt trank er nicht mehr, weil er nicht sehr gesund war, aber oft gab er irgendjemand sein Geld, wie er es an diesem Morgen Pavlina gegeben hatte. Seitdem tauchten auf seinem Mantel die großen Flicken aus grauem Stoff auf.

„Er ist noch gut, mein Mantel", wiederholte er, und seine Stimme verriet irgendeine besondere Freude.

„Wenn ich ihn nochmal flicke, wird er auch diesen Winter überstehen. Und falls es mir bestimmt ist, kann ich mit ihm auch vor unserem Herrgott erscheinen. Dort, im Jenseits, kann mir der Mantel nützen. Vielleicht geben sie mir dort einen neuen Mantel, einen goldenen, sozusagen, einen kostbaren..."

Serafim sprach zu Enjo, aber er blickte ihn nicht an. Er ließ den Mantel auf seine Knie gleiten, sah vor sich hin und lächelte.

Jordan Jovkov

Jordan Jovkov is am 9. November 1880 in Sheravna, Ostrumelien geboren. Er war ein bulgarischer Schriftsteller und gilt als Klassiker der bulgarischen Erzählkunst.

Hauptthema seiner Werke ist das Leben in den Dörfern im Nordosten Bulgariens, wobei er allgemein-menschliche Werte mit den kulturellen und ethischen Traditionen seines Landes vereinte. Er pflegte eine schlichte, natürliche Sprache, die Elemente sowohl des Umgangsstils als auch der bulgarischen Volksdichtung enthält. Seine betulich wirkenden Dorfgeschichten, enthalten auch in der Novellensammlung Balkanlegenden, haben Ähnlichkeit mit denen Jeremias Gotthelfs, Gottfried Kellers oder Marie von Ebner-Eschenbachs. Von seiner Erzählung Die weiße Schwalbe sagte Ernest Hemingway, sie sei die schönste, die er je gelesen habe.

Seit 2006 ist der Yovkov Point nach ihm benannt, eine Landspitze von Greenwich Island in der Antarktis.